

ZEUGENSCHRIFTUM

Name:	ZS Nr.	Bd	Vermerk:
SCHULZE-HOLTHUS, Bernhard Dr.			

katalogisiert Seite:	
Sachkatalog: Abwehr I Außenpolitik IV - Iran Großbritannien II - Iran Iran I UDSSR II - Iran	Personen: Nasr, Khan (der Ghaschghai) Schulze-Holthus, Bernhard Dr. Zahedi, Mohammed (iranischer General)

katalogisiert Seite:	
Sachkatalog:	Personen:

katalogisiert Seite:	
Sachkatalog:	Personen:

katalogisiert Seite:	
Sachkatalog:	Personen:

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ein Nachwort zu dem Vortrag, den ich am 28. Januar 1970 in der "Redoute" in Bad Godesberg vor der "Bonner Prominenz" über das Thema

"A b e n t e u e r i n I r a n "

gehalten hatte.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 603A 179	Best. ZS 3M6
Rep. -	Kat. B

Zwei Tage, bevor der Schah Iran verliess, war der Grosskhan

Nasr Khan Ghaschghai, vom Schah 1954 mit seiner ganzen Familie aus Iran verbannt, aus seinem Exil in Kalifornien in das Land seiner Väter, die Provinz Fars im Süden Irans, zurückgefliegen und hatte, als Khomeini-Anhänger von einer Million Menschen in Schiraz begeistert begrüsst, seine Herrschaft über die heute mindestens vierhunderttausend Köpfe zählenden Ghaschghai-Nomaden wieder angetreten. Er bezog wieder seinen Lehmziegel-"Palast" in Firuzabad, südlich von Schiraz, in dem sich 1942/43 unser "Hauptquartier" befunden hatte, allerdings nur zu kurzfristigen Aufenthalten, denn er flog jetzt dauernd zwischen Schiraz, Ghum und Teheran hin und her und spielte jetzt als "älterer Staatsmann" eine ähnliche Rolle, wie er sie in der Zeit Mossadeghs als Senator und einflussreicher iranischer Patriot und Politiker gespielt hatte.

+

+

+

In der Zeit seines "Interregnums" als Grosskhan der Ghaschghai und "Il-Khan" der mit den Ghaschghai verbündeten anderen südiranischen Stämmen von 1954 bis 1978 war es den Ghaschghai nach Allem, was mir darüber von der Familie des Grosskhans brieflich und mündlich mitgeteilt worden war, weder politisch, noch wirtschaftlich schlecht gegangen. Abgesehen von kleineren Aufstandsversuchen verwegener Khane von Unterstämmen der ~~der~~ sieben grossen Ghaschghai-Stämme in den Jahren 1963 und 1967, die von den iranischen Regierungstruppen sofort niedergeschlagen worden waren, war es in den anderen Stammesgebieten ruhig geblieben und sogar zu wirtschaftlichen, medizinischen und schulischen Fortschritten gekommen. Was ich darüber auf den Seiten 31 und 32 meines Vortrags berichtet hatte (der Leser wird vermutlich sofort gemerkt haben, dass hier mein Text vorher sorgfältig mit der Regierung des Schahs in Teheran abgestimmt worden war), kann ich heute nur bestätigen. In der Zeit seines "Interregnums" war Nasr Khan von seinen mit der Genehmigung des

Schahs aus dem Exil nach Iran zurückgekehrten Brüdern Hussein und Malek Mansur vertreten worden, die mit grossem diplomatischem Geschick die Interessen der Stammesangehörigen zu wahren versuchten. Beide Brüder waren "weltmännisch" gebildet, hatten während des II. Weltkriegs in Berlin-Charlottenburg gelebt und dabei auch Beziehungen zu Kreisen des deutschen Hochadels unterhalten und mit hohen Offizieren und Politikern, auch aus dem deutschen "Widerstand", Verbindungen gepflegt.

Nach allem, was mir jetzt darüber mitgeteilt wurde, geht es dem Grosskhan zur Zeit vor allem darum, aus seinen Ghaschghai, die ihre Waffen 1954 nicht abgeliefert, sondern vergraben hatten, und den Stammeskrieger der mit ihm verbündeten Bergstämme wieder eine schlagkräftige Truppe zu machen, die die Regierung Khomeini oder er selbst zur Niederschlagung sowjetisch gestürter Aufstands- und Separationsversuche in Kurdistan und in Khusistan an der Grenze zum Irak und Persischen Golf einsetzen kann. Waren die Ghaschghai früher die Verteidiger der iranischen Nation und Integrität gegen den Ausdehungsdrang des britischen Imperiums auf den Süden Irans mit seinen riesigen Ölfeldern gewesen, sieht Nasr Khan jetzt Gefahr von seiten des nördlichen Nachbarn Irans, der Sowjetunion.

Wie begründet der Widerstand der Ghaschghai gegen britische Ansprüche auf die Provinz Fars gewesen ^{war}, mag ein Vorfall erweisen, den ich in meinem Vortrag nicht hatte zur Sprache bringen können. Als mein Adjutant Konstantin Jakob, alias Iskender Khan, der bis Kriegsende Gast der Boirahmadi geblieben war, einige Wochen nach Kriegsende von Alibaz nach Isfahan ritt, um dem englischen Konsul Gault seine Beobachtungen über das Einsickern sowjetischer Agenten in die Öelgebiete am Persischen Golf mitzuteilen, sagte ihm Konsul Gault: "Was Sie mir über das Einsickern sowjetischer Agenten auf den persischen Ölfeldern mitteilen wollen, ist für mich völlig unwichtig, denn die Sowjets sind unsere Bundesgenossen und werden uns keine Schwierigkeiten machen. Wichtig ist dagegen, dass mit Ihnen der letzte Deutsche Persien verlässt, und wir werden dafür sorgen, dass nie wieder ein Deutscher iranischen Boden betritt und hier unsere Kreise stört." Er verhaftete Konstantin Jakob und veranlasste, dass er in ein Kriegsgefangenenlager am Bittersee in Ägypten gebracht wurde, von wo er nach Jahren in das

Internierungslager Neuengamme bei Hamburg verlegt wurde, aus dem er dann nach seiner Entlassung zu uns kam. Die Ironie der Geschichte wollte es, dass wenige Jahre später der iranische Ministerpräsident Mossadegh die diplomatischen Beziehungen zu Grossbritannien abbrach, nicht nur die britischen Diplomaten aus Iran ausgewiesen wurden, sondern auch alle britischen Staatsangehörigen das Land verlassen mussten, und dass nun Hunderte von Deutschen, von iranischen Behörden und Privatunternehmern eingeladen, nach Iran strömten.

+ + +

Durch den beispiellos hinterlistigen Überfall von Desch i-Kurd und den niederträchtigen Versuch, meine Begleiter und mich in der Schlucht zwischen Desch i-Kurd und Seh Deh zu ermorden, waren die Beziehungen zwischen dem Grosskhan Nasr Khan und mir auf einem Tiefpunkt angelangt. Dass diese Beziehungen sich im Laufe einiger Jahre wieder zu der alten Freundschaft entwickelten, war das Verdienst der beiden Töchter des Grosskhans, Farida und Nahida Ghaschghai. Als ich in den Fünfzigerjahren in der Stadt Birkenfeld einen Iran-Vortrag halten musste, besuchte meine Frau und mich in dem Hotel, in dem wir abgestiegen waren, für uns völlig überraschend die jüngste Tochter des Grosskhans, Farida, die damals als medizinisch-technische Assistentin am Birkenfelder Krankenhaus angestellt war. Sie bat mich in bewegten Worten, in meinem Vortrag nichts Schlechtes über ihren Vater zu sagen. Er habe sich durch die Geiselnahme seiner beiden Brüder Hussein und Malek Mansur und die ihnen von britischer Seite angedrohte Ermordung in einer völlig verzweifelten Lage befunden, die sich durch den ständigen Druck seiner höchst energischen Mutter, der alten "Bibi", die um das Leben ihrer beiden Söhne fürchtete, noch verschlimmert worden sei. Um die Gefangennahme seiner deutschen Militärberater sei er unter diesen Umständen nicht herunkommen, von dem Ueberfall in Desch i-Kurd und dem Mordversuch habe er dagegen nichts gewusst. Beides könne nur das Werk ihrer aufgeregten Grossmutter und ihres finsternen Beraters Fatullah Khan gewesen sein. Farida Ghaschghai war mir für die Rücksichtnahme hinsichtlich ihres Vaters in meinem Vortrag überaus dankbar und blieb von da an in Korrespondenz mit uns. Später heiratete sie einen deutschen Arzt.

Mitte der Siebzigerjahre brannte in Newjersey das Haus ab, in dem der älteste Sohn des Grosskhans, Abdullah, der damals als Chirurg in den USA arbeitete, nach-

dem er jahrelang auch an deutschen Krankenhäusern tätig gewesen war, und seine Schwester Nahida, die zweitjüngste Tochter des Grosskhans, wohnte. Dabei verbrannte auch mein Buch "Daybreak in Iran", das einzige, das die Familie Ghaschghai besessen hatte. Da das Buch ebenso wie die deutsche Ausgabe "Frührot in Iran" seit Jahren vergriffen und auch antiquarisch nicht mehr zu beschaffen war, wandte sich Nahida an den Newyorker Iranisten, Professor Pierre Oberling, der bei seiner Arbeit an dem 1974 von ihm herausgegebenem grossen Werk über die Geschichte der Ghaschghai mit mir in Verbindung getreten war und bei der Darstellung der Geschichte der Ghaschghai im II. Weltkrieg mein Buch "Frührot in Iran" zugrundegelegt und mit meiner Genehmigung seitenlang zum Abdruck gebracht hatte. Als sie von Prof. Oberling meine Adresse erhalten hatte, bat sie mich, ihr ein anderes Exemplar von "Daybreak in Iran" zu beschaffen und eine Widmung für ihren Vater hinzuschreiben. Ich konnte ihr leider auch kein Exemplar beschaffen, aber nun entwickelte ich eine ~~eine~~ ~~sehr~~ sehr rege Korrespondenz zwischen Nahid⁹, die in Newyork als Sekretärin bei einer UNO-Mission arbeitete und mir, in der sie mich und meine Kameraden namens ihres Vaters und ihrer ganzen Familie um Verzeihung für das Unrecht bat, das uns in und bei Besch i- Kurd zugefügt worden war. Von dem Überfall und dem Mordversuch habe ihr Vater nichts gewusst, beides sei das Werk ihrer Grossmutter und ihres Bruders Fatullah Khan gewesen. Schliesslich entschloss sich Nahida zu einer Art "Sühne-Mission" im Stil der alten Diplomatie: sie flog von Newyork nach Frankfurt und besuchte uns mehrere Tage in unserem Haus im Kreis Wetzlar, wobei sich die Gelegenheit ergab, alles noch mal eingehend mündlich zu klären. Seitdem besteht eine enge Freundschaft zwischen Nahida, meiner Frau und mir, und sie berichtet mir laufend über ihre Familie und das Geschehen im Süden Irans,

+ + +

Bei dem Khomeini-Umsturz in Iran waren, abgesehen von der hoffentlich nur vorübergehenden Enteignung der Blindenstation der Christoffel-Blindenmission, die unserer unvergesslicher Freund, Pastor Christoffel, vor Jahrzehnten in Isfahan gegründet und bis zu seinem Tode geleitet hatte, deutsche Personen und deutsche Kultureinrichtungen im Süden und der Mitte Irans nicht zu Schaden gekommen. Über der Ereignisse im Teheraner Raum und im Norden Irans bin ich nicht hinreichend unterrichtet. Die Beliebtheit der Deutschen in

in Iran im Gegensatz zu Russen und Engländern mag in erster Linie damit zusammenhängen, dass das Deutsche Reich kein Nachbar war, der Gebietsansprüche an Iran stellte. Eine zweite Rolle mag spielen, dass es in beiden Weltkriegen Deutsche waren, die Iran bei der Erhaltung seiner Unabhängigkeit Hilfe zu leisten versuchten. In diesem Zusammenhang darf ich einen Leserbrief eines anscheinend alten Irankenners von Anfang Februar 1979 in der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" erwähnen, der zu einem Artikel von Harald Vocke in der "FAZ" vom 18. 1. 79. schrieb:

" Der Kritik von Harald Vocke in der FAZ vom 18.1.79 über die ZDF-Sendung " Der Schah ist weg-- was nun? ist in allen Punkten zuzustimmen. Die Redakteure der Sendung erwähnten weder die erstaunlichen Taten des deutschen Kommandanten Wassmuss während des ersten Weltkriegs noch dessen Bemühungen nach dem Kriege um den Aufbau einer intensiven Landwirtschaft in Iran. Nach seinem ersten Einsatz von modernen landwirtschaftlichen Maschinen stellte die damalige Reichsregierung die Entwicklungshilfe, wie wir heute sagen würden, ein. Überwähnt blieb auch die tatkräftige Hilfe des deutschen Offiziers Dr. Schulze-Holthus im zweiten Weltkrieg beim Kampf der Ghaschghais in Südpersien um ihre Unabhängigkeit in ihrem Stammegebiet. Englische und russische Truppen versuchten damals die ihnen vertraglich zugewiesenen Besatzungszonen auszudehnen und die unabhängigen Stämme in ihren Einflussbereich zu bringen. Den Ablauf der Ereignisse hat Herr Dr. Schulze-Holthus in seinem Buch "Frührot in Iran" geschildert". "

Dieser Leserbrief in der FAZ hatte eine Menge Zuschriften an mich zur Folge, die mir zeigten, dass dieser Einsatz in Iran auch nach fast vierzig Jahren auch in der Bundesrepublik Deutschland noch nicht vergessen ist.

ES-3116-7



Schulze-Holthus

Abenteuer in Iran

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ZS-3116-8

Abenteuer in Iran

Abenteuer in Iran

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 6031/149	Best. ZS 3116
Rep. —	Kat. ZS

Niederschrift eines Vortrags über das Thema

Abenteuer in Iran

den der Oberstleutnant im Oberkommando der Wehrmacht a. D. und Orientalist

Dr. Schulze-Holthus

am 28. Januar 1970 auf Grund einer Einladung des Präsidenten der „Deutsch-Iranischen Gesellschaft“, Staatssekretär Dr. Claussen, im Festsaal der „Redoute“ in Bad Godesberg im Beisein Seiner Exzellenz, des Botschafters des Kaiserreichs Iran, General Malek, und des Botschaftspersonals vor geladenen Gästen aus Politik und Wissenschaft gehalten hat.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als Manuskript gedruckt.
Kreisdruck, Wiesbaden-Bierstadt

Eure Exzellenz, General Malek, bevollmächtigter Minister und Botschafter Ihrer Kaiserlichen Majestät Schah en-Schah Mohamad Reza Pahlawi Aryamehr, bei der Bundesrepublik Deutschland,

sehr geehrter Herr Staatssekretär Claussen, Präsident der „Deutsch Iranischen Gesellschaft“,

sehr geehrte Herren Abgeordnete des „Deutschen Bundestages“,

sehr geehrte Herren Botschafter, die die Interessen des früheren „Deutschen Reichs“ und der Bundesrepublik Deutschland im Kaiserreich Iran und in anderen Staaten des Vorderen Orients diplomatisch vertreten haben,

sehr geehrte Herren Universitätsprofessoren des Fachgebiets Orientalistik, die der Einladung zu diesem Vortrag gefolgt sind,

sehr geehrte Damen und Herren!

In einer Vorbesprechung zur Festlegung des Themas dieses Vortrags hatten Exzellenz General Malek, Herr Staatssekretär Claussen und ich den Gedanken erörtert, dem Titel „Abenteuer in Iran“ einen Untertitel

„Im Zweiten Weltkrieg auf den Spuren von Konsul Waßmuß“

beizufügen. Den Anlaß zu dieser Erörterung hatte ein Leitartikel der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ „Waßmuß und sein Nachfolger“ aus der Feder der bekannten und in Orientfragen besonders beschlagenen Schriftstellerin Margret Boveri gegeben, die mich als den „Waßmuß des Zweiten Weltkrieges“ bezeichnet hatte. Wir waren davon jedoch wieder abgekommen, denn der Name des Konsuls Wilhelm Waßmuß wird in diesem Vortrag immer wieder genannt werden, und man darf annehmen, daß Konsul Waßmuß, auch wenn seit seinem Tode schon fast vier Jahrzehnte vergangen sind, in Ihrem Kreise heute noch die gleiche Wertschätzung als tapferer und völlig uneigennütziger Freund des iranischen Volkes genießt, wie heute noch in Iran selbst.

In einer Rezension meines 1952 im Bechtle-Verlag in Esslingen erschienenen Buches „Frührot in Iran“ hatte der Erlanger Historiker Professor Hans Joachim Schöps darauf hingewiesen, daß dieses Buch die Geschichte eines bisher unbekannt gebliebenen Teils des Zweiten Weltkrieges behandle und „Christ und Welt“ begrüßte es, daß damit eine Lücke in der geschichtlichen Darstellung dieses Krieges geschlossen worden sei. Im gleichen Sinne haben sich übrigens auch englische und amerikanische Historiker ausgesprochen, als 1954 in dem Londoner Verlag „Staples-Press“ eine englische Ausgabe meines Buches unter dem Titel „Daybreak in Iran“ erschien. Beide Ausgaben sind übrigens vergriffen.

In der Tat ist während des Krieges das, was von einigen wenigen deutschen Wehrmachts- und SS-Offizieren unternommen wurde, in Deutschland völlig unbekannt geblieben, denn dieser Einsatz gehörte zu den besonders sorgfältig gehüteten Geheimnissen des Führerhauptquartiers. Das hat sogar der in Parteikreisen ziemlich hoch rangierende Minister Goebbels mit seinem „Völkischen Beobachter“ erfahren müssen: Als im Mai 1943 im Süden Irans der Angriff einer iranischen Armee unter der Führung eines britischen „Verbindungsstabes“ auf die 20 000 Stammesreiter des von mir militärisch beratenen Khans der Ghaschghal, Nasr Khan, begann und der „Völkische Beobachter“ in seiner Pfingstausgabe 1943 darüber einen Leitartikel mit der Überschrift „Großfürst Nasr Khan greift ein“ brachte, wurde der Vertrieb dieser Nummer des „Völkischen Beobachters“ vom Führerhauptquartier sofort unterbunden, die gesamte Ausgabe mußte eingestampft und mit einem anderen Leitartikel neu gedruckt werden und erschien deshalb mit großer Verspätung. Nur ganz wenige Eingeweihte mögen den Grund der Verspätung damals gekannt haben.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg würden Sie über diesen Einsatz in Iran kaum etwas erfahren haben, hätte nicht die in München erscheinende illustrierte Zeitschrift „Quick“ Ende 1949 in mehreren Fortsetzungen einen Bericht über meinen Einsatz in Iran veröffentlicht, der sich zwar als „Tatsachenbericht“ bezeichnete, aber doch nur teilweise den Tatsachen entsprach. Der damalige Chefredakteur von „Quick“, Herr Strindborg, hat sich später bei mir entschuldigt, sein Material sei überaus lückenhaft gewesen, und deshalb hätte er alles Fehlende sinngemäß ergänzt. Was für ein „Tatsachenbericht“ dabei herauskommt, kann sich jeder selbst ausrechnen. Um diese Fälschung zu korrigieren, habe ich dann in meinem Buch „Frührot in Iran“ den Sachverhalt richtiggestellt.

In Ihrem Kreise brauche ich nicht darauf hinzuweisen, daß es auch im Ersten Weltkrieg ein „Persisches Kapitel“ gegeben hatte. Bereits im Jahre 1907 hatte das Kaiserreich Iran seine volle Unabhängigkeit verloren, als die beiden von Iran besonders gefürchteten Nachbarn, das Zarenreich Rußland im Norden und das Britische Weltreich im Süden, das Kaiserreich Iran unter sich durch einen Geheimvertrag aufgeteilt hatten, nämlich in eine russische Zone im Norden, die, natürlich nur zum Schutz der wenigen dort tätigen russischen Kaufleute, von starken russischen Garnisonen belegt wurde, eine britische Zone im Süden, in der die britische Marine nicht nur Truppen landete, sondern auch Seebefestigungen anlegte, und eine neutrale Zone in der Mitte Irans, um die das Tauziehen zwischen London und St. Petersburg auf dem politischen und dem wirtschaftspolitischen Parkett zunächst weitergehen sollte.

In diese neutrale Zone drangen während des Ersten Weltkrieges nicht nur türkische Truppen ein, sondern auch die zahlenmäßig ganz schwachen Einheiten eines „Deutschen Asien Korps“ unter der militärischen Führung des bayerischen Hauptmanns und späteren Generals Oscar Ritter v. Niedermayer

und des für die politischen Aufgaben zuständigen Botschaftssekretärs und späteren Botschafters Otto v. Hentig, die von Iran aus die berühmt gewordene Expedition nach Kabul in Afghanistan unternahm, die den Krieg an die Grenze des unruhigen Indiens tragen sollte. Wie nicht anders zu erwarten, schlug dieser Versuch fehl, und das „Deutsche Asien Korps“ mußte 1916 das ganze Zentraliran wieder räumen, das jetzt von russischen Kosakendivisionen unter Führung des russischen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch besetzt wurde. Aber an dem Durchbruch an den „Persischen Golf“ hinderte sie ein einzelner Deutscher, der deutsche Konsul Wilhelm Waßmuß, der mit den südperischen Stammeskriegern ein Gebiet von der Größe Frankreichs nicht nur gegen die Russen verteidigte, sondern in den folgenden Jahren auch gegen zwei anglo-indische Expeditionsarmeen unter der Führung des englischen Generals Sykes, Truppen, die die Engländer dringend an der Irakfront und an den europäischen Fronten gebraucht hätten.

1917 wird Iran durch die russische Oktoberrevolution die Bedrohung vom Norden her vorübergehend los, aber in das durch den Abzug der Russen entstehende Vakuum stoßen sofort englische Truppen nach, besetzen ganz Iran und versuchen, den alten britischen Kolonialtraum zu verwirklichen: die Landbrücke zwischen der Kronkolonie Indien und Ägypten zu schließen, indem Iran auch in eine britische Kolonie verwandelt werden sollte. Es bedurfte des Eingreifens eines großen iranischen Soldaten und Staatsmanns, des späteren Kaisers Reza Schah, daß der britische Plan vereitelt und die Freiheit und Unabhängigkeit Irans gerettet wurde.

Und nun wurde Ende August 1941 die Freiheit und Unabhängigkeit Irans wiederum auf das Schwerste bedroht, als völlig überraschend englische und sowjetische Divisionen in Iran einmarschierten, den Widerstand der iranischen Armee in blutigen Kämpfen brachen, Kaiser Reza Schah wegen seiner unkompromißlosen Neutralitätspolitik zur Abdankung zwangen und nach Südafrika deportierten, wo er 1944 verstarb. Dieser Überfall auf Iran war völkerrechtlich das gleiche Verbrechen, wie die deutschen Überfälle auf Dänemark und Norwegen, Belgien und Holland, aber den Sieger stellt man nicht vor ein Kriegsverbrechergericht. Immerhin hat Churchill in seinen Memoiren die Rechtswidrigkeit des alliierten Überfalls auf Iran in dürren Worten zugegeben, wenn er dort schreibt: „Großbritannien und die Sowjetunion kämpften damals um ihr Leben“. „Inter arma silent leges“, „Im Kriege schweigen die Gesetze“. Mit aller Deutlichkeit hat sich jedoch Ihre Majestät, der Schah, über dieses völkerrechtliche Verbrechen ausgesprochen, als er im Jahre 1955 im iranischen Senat vor dem versammelten Diplomatischen Corps in Teheran den Beitritt Irans zum „Nahostpakt“ mit den Worten bekanntgab:

„Die Friedensliebe und die Neutralitätspolitik Irans konnten in beiden Weltkriegen nicht verhindern, daß Iran von englischen und russischen Truppen besetzt und auf das Schändlichste vergewaltigt wurde.“

Damit hatte Ihre Majestät, der Schah, ausgesprochen, was im August

1941 alle Iraner empfanden. Die Erbitterung aller Bevölkerungsschichten dieses stolzen und freiheitsliebenden Volkes war ungeheuer. Sie war die Quelle der iranischen „Widerstandsbewegung“, der Résistance, gegen die Besatzungsmächte und sie erleichterte den beiden nach dem 24. August 1941 in Iran gebliebenen deutschen Offizieren die Weiterarbeit aus dem Untergrund.

Und hier beginnt nun meine persönliche Geschichte. Ich saß an diesem für Iran so verhängnisvollen Tag mit meiner Frau im deutschen Konsulat der großen nordiranischen Handelsstadt Täbris. Da mein Vorgänger in Täbris, der bekannte Hamburger Rechtsanwalt und Fachanwalt für internationales Privatrecht, Dr. Paul Leverkus, der später als CDU-Bundestagsabgeordneter eine Rolle spielen sollte, sich als Konsul nach Täbris hatte schicken lassen und dadurch rasch aufgefallen war, hatte ich mich als Konsultssekretär einbauen lassen und führte tagsüber mit meiner Frau das beschauliche Leben eines solchen Beamten. Nachts war ich jedoch recht aktiv als Leiter der in Iran operierenden Agenten des deutschen militärischen Geheimdienstes. Trotz unserer Diplomatenpässe konnten meine Frau und ich unmöglich in Täbris bleiben, denn die in Täbris einrückenden sowjetischen Truppen hätten unsere diplomatische Immunität nicht respektiert.

Mit der eiligst zusammengetrommelten deutschen Kolonie konnten wir noch gerade vor der sowj. Panzerspitze die Stadt verlassen, um in dem etwa 700 km entfernten Teheran die deutsche Botschaft zu erreichen, die einen größeren diplomatischen Schutz versprach. Es wurde eine Wettfahrt mit einer sowj. Panzerspitze, die uns vom Kaspischen Meer her den Fluchtweg abzuschneiden versuchte, und am nächsten Morgen der britischen Panzerspitze, die von Bagdad her die Straßengabel bei Kaswin vor uns zu erreichen versuchte. In Teheran gingen meine Frau und ich jedoch nicht in die Mausefalle der deutschen „Sommergesandtschaft“ in der nördlichen Vorstadt Schemiran, in deren Park die etwa zweitausend Köpfe zählende deutsche Kolonie in Iran zusammenströmte, die sich nun in Sicherheit wähnte. Es war mir von Anfang an klar, daß die Alliierten die Exterritorialität der deutschen Gesandtschaft nicht respektieren würden. Die alliierten Besatzungstruppen zwangen die neugebildete iranische Regierung, sämtliche deutschen Männer an die Alliierten auszuliefern, während die Frauen und Kinder nach Deutschland abgeschoben wurden. So kamen knapp tausend deutsche Männer nach Australien, während knapp hundert, die von den Sowjets namentlich angefordert worden waren, den Weg in sowjetische Gefängnisse antreten mußten. Von ihnen haben nur ganz wenige nach Kriegsende in ihre deutsche Heimat zurückkehren können, darunter erfreulicherweise die Leiterin der „Deutschen Evangelischen Christoffel-Blindenmission“, in Täbris, die ich in meinem Buche „Fröhrot in Iran“ fälschlicherweise „totgesagt“ hatte. Nach mehr als vierzehnjährigem Aufenthalt in sowj. Gefängnissen und Schweigelagern durfte sie ihre Heimat wiedersehen und konnte dann sehr anschaulich über diese Schreckensjahre berichten. (Johanna Harms, Missionshandlung Hermannsburg)



Dr. Schulze-Holthus

Foto: Elisabeth von Winterfeld, Meinz

Widerstrebend gab uns der deutsche Gesandte Eitel schließlich doch die Erlaubnis, die Flucht in das Königreich Afghanistan zu versuchen, wo die deutsche Gesandtschaft in Kabul und die deutsche Kolonie noch unangefochten ihrer Tätigkeit nachgehen konnten. Ich hoffte, meine Arbeit von Afghanistan aus fortsetzen zu können. Diese Flucht war jedoch dadurch erschwert, daß die sowj. Truppen die etwa tausend Kilometer lange Straße von Teheran über Mesched nach der afghanischen Grenzstadt Herat in Ihrer ganzen Länge besetzt hatten und weit nach Süden in die Wüste Lut vorgestoßen waren. Das zwang uns zu einem Umweg von mehreren tausend Kilometern, denn wir mußten versuchen, über Isfahan, Yasd und Kerman die indische Grenze bei Sahedan zu erreichen und von dort aus die „Dreiländerecke“ an dem berühmten Helmandsee. In der allgemeinen Unordnung nach der Abdankung von Kaiser Reza Schah kamen wir ungestört bis in die Stadt Kerman im Südosten Irans, wo wir von dem Gouverneur dieser Provinz trotz unserer Diplomatenpässe verhaftet wurden. Ich erreichte unsere Freilassung nur durch das Versprechen, auf dem schnellsten Wege nach Teheran zurückzukehren. Um das zu sichern begleiteten uns Polizeibeamte bis an die Polizeistation am Nordrand der Stadt. Wir versuchten zunächst, im großen Bogen um Kerman herumzufahren, aber das erwies sich wegen der Bewässerungsgräben, die das ganze Gebiet durchzogen, als undurchführbar. Also blieb uns nichts anderes übrig, als mit Gewalt durch die Stadt Kerman durchzubrechen. Mit Vollgas fuhren wir auf die Polizeistation los, die erschrockenen Polizisten sprangen zum Glück noch rechtzeitig zur Seite, auf der anderen Seite der Stadt wieder mit Vollgas durch die dort stehenden Polizeibeamten und dann mit einer wilden Fahrt noch etwa 200 km bis in die wegelose Wüste Lut, wo wir erst mal in Sicherheit waren. Leider mußten wir uns den Besuch des großartigen Grabmals des berühmten Su'fi Schah Ne'matollah Wali, an dem wir vorbeibrausten, versagen. Wir hätten dem „Imamzadeh Mahan“ gern unsere Verehrung erwiesen.

Sehr schwierig wurde für uns die Durchquerung der hier etwa 400 Kilometer breiten Wüste Lut, durch die damals keine Straße führte, und wo man der britisch-Indischen Telegrafenerleitung folgen mußte. Besonders schwierig, weil wir einen schweren Mercedes mit Schwingachse fuhren, ein für Wüstenfahrten viel zu niedrig liegender, zu schwerer und durch die Schwingachse besonders unpraktischer Wagen. Nach drei unsäglich anstrengenden Tagen und Nächten erreichten wir, halb verdurstet, die Grenze Indiens nördlich von Sahedan. Sie werden den Kopf schütteln, wenn ich Ihnen offen eingestehe, daß ich mich allen Ernstes fragte, ob hier etwa eines Tages eine deutsche Front stehen würde, die dem indischen Volke die Befreiung von der britischen Kolonialherrschaft brächte. Aber bedenken Sie bitte, daß damals die Grenzen der deutschen militärischen Möglichkeiten noch nicht zu erkennen waren — mein vortretter Kommandeur Admiral Canaris hatte sie schon lange vorher erkannt —, daß die Generalstabskarten der an Iran anschließenden indischen Gebiete in Berlin gedruckt bereitlagen — ich hatte sie dort mit eigenen Augen gesehen — und daß ich vor einigen Monaten den berühmten indischen

Nationalistenführer Subhas Tschandra Bose von Moskau nach Berlin begleitet hatte, wo er, wie ich wußte, lange Gespräche mit Hitler über eine Befreiung Indiens geführt hatte.

Drei Versuche, die Grenze nach Afghanistan zu überschreiten, erwiesen sich als undurchführbar, weil die Wege, die über die Grenze führten, durch Erdbeben zerstört und unpassierbar waren. Jedesmal mußten wir wieder umkehren. Es blieb uns nur die Möglichkeit, es weiter oben im Norden, bei Jasdán, zu versuchen, der gleichen Stelle, wo Hauptmann Oscar v. Niedermayer und Herr v. Hentig im Jahre 1915 die britische Grenzsperrung durchbrochen hatten. Auf dem Weg nach Jasdán mußten wir jedoch die große ostiranische Garnisonstadt Birdschand passieren. Bei der Einfahrt in die Stadt versperrte uns ein quergestellter Eselkarren die Straße, Polizisten, die uns aufgelauert hatten, sprangen mit ihren Maschinenpistolen auf unseren Wagen und, nach kurzer Zeit landeten wir im Gefängnis der Stadt Birdschand. Der sehr höfliche Gouverneur der Provinz, bei dem ich mich wegen der Verletzung unseres Diplomatenstatus beschwerte, zeigte mir einen ganzen Stoß Telegramme, die er auf seinem Schreibtisch liegen hatte, und in denen unsere sofortige Verhaftung gefordert worden war: vom Kaiserlichen Hof, vom Außenministerium, dem Innenministerium, vom Kriegsministerium und vom britischen Oberkommando in Iran. Er zeigte mir weitere Telegramme, aus denen hervorging, daß alle diese amtlichen Telegramme vom Oberkommando der britischen Besatzungstruppen in Iran inspiriert worden waren, das in mir einen möglichen zweiten Konsul Waßmuß sah und eine Wiederholung des Waßmuß-Abenteuers des Ersten Weltkrieges unter allen Umständen dadurch verhindern wollte, daß ich rechtzeitig hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde. Im Gefängnis der heißen Wüstenstadt Birdschand blieben wir zehn Tage und wurden dann von einem iranischen Gendarmerieobersten und einem Zug iranischer Gendarme abgeholt, die uns in einer zehntägigen Fahrt durch die schwer passierbare nördliche Wüste Lut nach Teheran zurückbrachten. Nun landeten wir doch noch in der „Mausefalle“ der deutschen Sommergesandtschaft in Schemiran, der wir vor einigen Wochen zu entgehen versucht hatten. Und wir kamen gerade zurecht zum Abtransport der letzten deutschen Männer nach Australien. Sie fuhren in Omnibussen durch die ganze Stadt zu dem am Südrand der Stadt gelegenen, von einer deutschen Baufirma erbauten, Hauptbahnhof, sangen dabei aus vollem Halse das „Englandlied“, was gewiß paradox war, und ließen ihr ganzes iranisches Geld, das sie zu diesem Zweck aufgespart hatten, zu den Fenstern hinaus auf die Straßen flattern, was die ganze Stadt in Aufregung brachte. Die Besatzungsbehörden waren wütend, aber ich sah darin eher eine noble Geste des Abschieds vom iranischen Volk und ein Zeichen von Dankbarkeit.

In der „Mausefalle“ der deutschen Sommergesandtschaft in Schemiran konnten wir unmöglich bleiben, denn sie war von einem Kordon iranischer Truppen umstellt, und es gab keine Fluchtmöglichkeit. Ich überredete deshalb nach einer nächtlichen Schießerei an der Parkmauer den sehr netten schwedi-



Frau Schutze-Holthus als iranische Bäuerin verkleidet

schen Legationsrat Ripar — Schweden hatte den Schutz der deutschen Interessen in Iran übernommen — uns zu unserer größeren Sicherheit in die schwedische Gesandtschaft zu bringen. Hier blieben wir drei Tage, bis der schwedische Gesandte aus Stockholm zurückkehrte. Wir wurden dann in die deutsche Gesandtschaft in der Stadt gebracht, deren Tor durch Doppelposten der Polizei und als Straßenkehrer verkleidete Kriminalbeamte bewacht wurde. Der schwedische Gesandte versicherte mir, er würde mich und meine Frau unter keinen Umständen an die britischen Behörden ausliefern, sondern es auf einen Gewaltakt ankommen lassen. Bei einem Spaziergang im Gesandtschaftsgarten wurde mir jedoch blitzartig klar, daß der schwedische Gesandte mich bewußt belogen hatte, und daß wir drei Tage später, am Sonnabend früh um neun Uhr, an die Engländer ausgeliefert würden.

In fieberhafter Eile trafen wir unsere Vorbereitungen zur Flucht aus der Gesandtschaft: Wir schickten den getreuen Gesandtschaftschauffeur Akbar Nirui mit seinem Motorrad ins Elbursgebirge, um uns dort ein sicheres Quartier auszumachen. Wir ließen unseren zweiten Wagen, einen amerikanischen Dodge, aus der deutschen Sommergesandtschaft in eine Garage in der Stadt und unser Fluchtgepäck dorthin bringen, und unsere Freunde aus der iranischen „Widerstandsbewegung“ engagierten für uns einen iranischen Chauffeur, der außer persisch und türkisch auch perfekt russisch sprach.

Am Freitag, dem 10. Oktober, ließ sich bereits früh um neun Uhr der nette schwedische Legationsrat Ripar bei uns melden und eröffnete uns tiefbekümmert, daß wir am Sonnabend früh um neun Uhr an die britischen Besatzungsbehörden ausgeliefert würden. Ich würde nach Australien gebracht, meine Frau erhalte die Möglichkeit, über Bagdad nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt rolte das von uns ausgedachte Spiel ab: Meine Frau erklärte, daß sie mich unter allen Umständen nach Australien begleiten werde, sich aber bei dem Schweizer Zahnarzt Dr. Stumpf einen Zahn ziehen lassen müsse, der während der langen Schiffsreise gefährlich werden könnte. Legationsrat Ripar ließ daraufhin meine Frau zu Herrn Dr. Stumpf bringen, der ihr den angeblich kranken, aber in Wirklichkeit gesunden Zahn zog. Nach der Rückkehr erklärte meine Frau dem Legationsrat Ripar, daß sie, falls die Blutung nicht aufhörte, abends gegen 18 Uhr noch einmal zu Herrn Dr. Stumpf gebracht werden müßte, um die Wunde frisch tamponieren zu lassen. Der freundliche Schwede sagte das zu, und wir hatten es so eingerichtet, daß der Gesandtschaftsdragoman Meikadeh, der ranghöchste Beamte nach Dr. Ripar, diese Zusage mit anhörte. Ich verständigte dann den Chauffeur Akbar Nirui, daß unser Dodge abends Punkt 19 Uhr an der Ecke der Schah Reza- und der Firdusi-Straße mit dem neuen Chauffeur auf uns warten sollte. Gegen 18 Uhr verlangte meine Frau wegen der „stark blutenden“ Zahnwunde erneut zu Herrn Dr. Stumpf gebracht zu werden. Der Gesandtschaftsdragoman Meikadeh fühlte sich durch die von ihm mitgehörte Erlaubnis des schwedischen Legationsrates gedeckt. Meine Frau „schwankte“ jedoch so stark, daß nicht nur ein Gesandtschaftsdiener, sondern auch ich sie untergehakt begleiten mußte, und so verließen

wir, meine taumelnde Frau in der Mitte, der Gesandtschaftsdiener in Uniform auf der einen und ich auf der anderen Seite das Tor der Gesandtschaft und kamen auch unangefochten durch die vor dem Tor stehenden Doppelposten und Kriminalbeamten, die uns bewachen sollten.

Im Hausflur von Dr. Stumpf, der seine Praxis längst geschlossen hatte, gab es dann noch ein kleines Drama: Der Gesandtschaftsdiener erklärte uns, er müßte uns in die Gesandtschaft zurückbringen. Es gehört zu meinen beschämendsten Erinnerungen, daß ich, während meine Frau oben auf der Treppe wartete, den armen Mann fragen mußte, wie er boxen könne und ob er es nicht vorzöge, sich selbst einen Kinnhaken belzubringen, wenn ich ihm dafür 500 Toman zahlte. Er könne ja einen Überfall vortäuschen. Kaum war der arme Mann mit seinem Geld verschwunden, zogen wir uns um, bummelten als harmlos einkaufendes Ehepaar durch die Straßen der Stadt und konnten es uns nicht versagen, an der britischen Botschaft vorbeizugehen und dem Botschafter Sir Reader William Bullard durch das offene Tor einen herzlichen Abschiedsgruß zuzuwinken. Unser Dodge war zur Stelle und nach wenigen Stunden waren wir in unserem neuen Quartier, einer mit Teppichen verhängten Dachkammer im Hauso eines Wilderers in dem A'ul Mehgun bei Schemschek im Elbursgebirge.

Es war das schwierigste Quartier, das wir in Iran hatten, denn wir konnten es nur nach Mitternacht, wenn das ganze Dorf fest schlief, für kurze Zeit verlassen, um frische Luft zu schöpfen und die sog. Toilette aufzusuchen. Und in der Dachkammer durften wir nicht laut reden, husten oder nießen, denn die anderen Hausbewohner durften von unserer Anwesenheit nichts merken. Unsere Wirtsleute waren jedoch die reizendsten und fürsorglichsten Gastgeber, die man sich nur wünschen konnte.

Hier in Mehgun entwickelte ich zum zweiten Male hellseherische Fähigkeiten: Am ersten Mittwoch sagte ich zu meiner Frau: „Wenn wir am Freitag hier im Hause bleiben, gibt es eine Katastrophe“. Zusammen mit unserem Gastgeber verließen wir an diesem Freitag eine Stunde vor Tagesanbruch das Dorf und bestiegen einen 3800 m hohen Berg, von dem aus man einen herrlichen Blick auf den 5700 m hohen Demawend hatte. Als wir spät in der Nacht in unser Quartier zurückkehrten, blieb uns vor Schreck fast das Herz stehen. Am Nachmittag war ein Auto aus Teheran mit zwei Offizieren, zwei Soldaten und einem Kriminalbeamten dagewesen, und die Insassen hätten ausgerechnet in unserem Hause eine Haussuchung vorgenommen. Und zwar hätten sie nicht uns gesucht, sondern die Jagdgewehre, die unser als Wilderer bekannter Gastgeber versteckt haben sollte und die an die Engländer abgegeben werden müßten. Die Gewehre hatten sie nicht gefunden, aber uns hätten sie gefunden, wenn mich nicht mein sechster Sinn, oder mein „Schutzengel“, oder nennen Sie es wie Sie wollen, gewarnt hätte.

Nach fünf Wochen kehrten wir wieder nach Teheran zurück, wo unsere Freunde aus der iranischen Widerstandsbewegung ein geeignetes Haus für

uns gemietet hatten. Es lag in einer etwas anrühigen Gegend, hatte eine hohe Mauer um einen kleinen Garten und eine Tür, die von der Straße aus nicht einzusehen war. Die beiden „Gunstgewerblerinnen“, die das Haus bisher bewohnt hatten, waren wegen der schlechten Zeiten ausgezogen. Hier wohnten wir fast 7 Monate lang ziemlich ungestört, obwohl die alliierten Nachrichtendienste uns wie eine Stecknadel suchten.

Es war höchste Zeit, daß ich wieder an die Arbeit ging und mit den deutschfreundlichen Politikern und Offizieren Verbindung aufnahm. Natürlich auch mit dem anderen in Teheran gebliebenen Soldaten, auch wenn er von der „Konkurrenz“ stammte, dem SD. Der SS-Sturmführer Franz Mayr, der enge Beziehungen zu armenischen Kreisen unterhalten hatte, hatte zunächst eine Zeit lang auf einem armenischen Friedhof als Totengräber gearbeitet, war dann aber in das Zentrum der Stadt übersiedelt und hatte vor allem Verbindungen zu nationalistischen Gruppen aufgenommen, die dem nationalsozialistischen Ideengut positiv gegenüber standen. Auch mit dem iranischen Offizierskorps hatte er rascher Verbindungen aufnehmen können als ich, weil er ja in der Hauptstadt Teheran tätig gewesen war und nicht wie ich in Täbris, also in der Provinz. Als sich die Dinge in Iran soweit geklärt hatten, daß der damalige Korps-Kommandeur von Isfahan, General Zahedi, als „starker Mann der Armee“ bereit war, unter gewissen Umständen die Führung eines Aufstandes von Armee und Volk gegen die alliierten Besatzungsmächte zu übernehmen, erklärte sich meine Frau bereit, diese Nachricht, die man nur einem völlig zuverlässigen und in Berlin bekannten Kurier anvertrauen konnte, persönlich nach Berlin zu überbringen.

Die Kurierreise meiner Frau von Teheran nach Ankara ist in meinem Buch „Frührot in Iran“ etwas stiefmütterlich behandelt worden, was daran lag, daß es sich hier sozusagen um einen „Nebenschauplatz“ gehandelt hatte. Und obwohl sie nur zwei Monate gedauert hatte, vom 23. März bis zum 22. Mai 1942, war sie nicht weniger gefährlich und strapaziös gewesen und hatte nicht weniger persönlichen Mut erfordert als alles, was ich in den folgenden Jahren in Iran durchzustehen hatte. Zunächst hatte sie, ausgestattet mit einem falschen Paß als die Iranerin Rubabe Hal-Din Meghani und tief verschleiert, annähernd tausend Kilometer mit Omnibussen durch das von sowj. Truppen besetzte und scharf kontrollierte nördliche Iran von Teheran bis in das am Nordufer des Urmia-Sees gelegene Städtchen Schahpur (früher Dilman) fahren müssen, wo die erste Frau unseres Dieners Mohamad ein Haus besaß. Um sie nach Möglichkeit vor den zahlreichen sowj. Paßkontrollen zu schützen, hatte ich für sie und die drei iranischen Begleiter, die ich ihr mitgeben konnte, einen Omnibus für die Fahrt von Teheran nach Täbris gechartert und weit mehr Fahrkarten für die Fahrt verkaufen lassen, als Plätze im Omnibus vorhanden waren. Dadurch war der Bus so überfüllt, daß die sowj. Soldaten und Polizisten die Paßkontrollen nur von außen her vornehmen und den Bus selbst nicht betreten konnten. Dieses System versagte jedoch bei der Weiterfahrt von Täbris nach Schahpur. In diesem Bus saß meine Frau dann neben sowj. Solda-

ten, die jedoch eine verschleierte Frau nicht anzusprechen wagten.

In Schapur mußte meine Frau erst mal zwei Wochen warten, bis sie sich Reitpferde kaufen und den Ritt durch den „Eisernen Vorhang“ riskieren konnte, den die sowj. Besatzungstruppen an der Grnzo des von ihnen besetzten Iran zur neutralen Türkei eingerichtet hatten. Der „Eiserne Vorhang“ war so dicht, daß eine Durchbrechung im kurdischen Grenzgebirge nur in mehr als dreitausend Meter Höhe möglich war. Im Frühjahr 1942 war dort oben ein ungewöhnlich hoher Schnee gefallen.

Das Haus, in dem meine Frau diese Wartezeit verbringen mußte, lag direkt neben der iranischen Kaserne von Schapur, die jetzt jedoch mit sowj. Truppen belegt war, und meine Frau konnte ihnen Tag für Tag beim Exerzieren zusehen. Aufregend wurde ihre Lage, als das Haus eines Tages von Sowjetsoldaten umringt wurde, die heftig an das Hoftor klopfen. Meine Frau sah sich schon entdeckt und auf dem Weg nach Sibirien, aber der Schreck verfloß sofort, als sich herausstellte, daß die Sowjetsoldaten die von ihnen mitgebrachten Kessel und Kochgeschirre mit Trinkwasser aus dem Brunnen des Hauses gefüllt haben wollten. Offenbar war die Wasserleitung der Kaserne durch einen technischen Defekt ausgefallen. Höflich und sogar mit Kußhänden für die freundliche Wasserspenderin verließen sie dann den Hof.

Die Durchbrechung des sowj. „Eisernen Vorhangs“ war nur über die Nordflanke des über 3800 m hohen Mor Dagh möglich, weil dort oben im Frühjahr so viel Schnee lag, daß weder sowj. Posten, noch die kurdischen berittenen Patrouillen, die von den Sowjets in Dienst gestellt worden waren, sich in diese vereiste und tief verschneite Felsenwildnis hineinwagten. Auch meine Frau hätte diesen „Ritt in die Freiheit“ niemals wagen können, wenn ich ihr nicht zwei alte iranische Schmuggler als Begleiter mitgegeben hätte, die zeitweilig an dieser Grenze geschmuggelt hatten und jeden Weg und Steg und jedes Versteck genau kannten.

Am Abend des Ostersonntag 1942 begann der Aufstieg der Reitpferde zum Mor Dagh. Jedes Kurdendorf, jeder Schafpfarch und erst recht jeder sowj. Posten mußten im weiten Bogen umgangen werden, jedem entgegenkommenden Reiter mußte rasch und weit genug ausgewichen werden. Als am Ostermontag die Sonne aufging, hatte der Reitertrupp nach unsäglichen Strapazen der Reiter und der immer wieder abrutschenden, stürzenden und im tiefen Schnee einsinkenden Bergpferde das türkische Staatsgebiet erreicht. Aber es folgten noch mehrere Tage dieses für Reiter und Pferde gleichermaßen anstrengenden Rittes durch das kurdische Hochgebirge mit karger Verpflegung und Nachtquartieren in halb in die Erde gegrabenen kurdischen Lehmhütten, bis meine Frau und ihre Begleiter, völlig zerbissen von den in diesen Nachtquartieren aufgelesenen Flöhen, Wanzen und Läusen das erste türkische Städtchen Baschkaleh erreichten. Von hier aus hoffte meine Frau die deutsche Botschaft in Ankara telegrafisch erreichen zu können. Während ihre Begleiter, trotz des Protestes meiner Frau, auch unser treuer Chauffeur Hamdul-

lah, nach Iran zurückgeschickt wurden, mußte meine Frau im Hause des dortigen Landrats, des Kaimakams, drei Wochen warten, bis die türkischen Behörden diesen ungewöhnlichen Fall, den Grenzübertritt einer deutschen Frau mit Diplomatenpaß aus dem sowjetisch besetzten Teil Irans, geprüft hatten und dann erst die deutsche Botschaft in Ankara verständigten. In Begleitung türkischer Soldaten und Gendarme durfte sie dann in einem immerhin noch zwei Wochen dauernden Ritt durch die durch die Schneeschmelze schwer passierbare Osttürkei nach Diyarbakir weiterreiten, von wo aus sie dann mit der Bahn nach Ankara fahren konnte. Nach genau acht Wochen, am 22. Mai, betrat sie in der deutschen Botschaft in Ankara exterritorialen Boden, konnte sie dem Gehilfen des gerade dienstlich abwesenden deutschen Militär-Attachés die von ihr mitgenommene verschlüsselte Kurierpost übergeben und mit unsoren in Berlin sehnsüchtig auf eine Nachricht von ihren Eltern wartenden Kindern über Funk in Verbindung treten. Wäre meine Frau eine nicht so gute Reiterin und eine so erfahrene Alpinistin gewesen, hätte sie diesen Ritt durch das wilde Kurdistan, diesen „Kurierritt für Deutschland“, nicht durchhalten können.

Nach der Abreise meiner Frau blieb ich noch einige Monate in Teheran, hielt mich aber meistens in den Wohnungen iranischer Offiziere und Polizeofizliere auf, mit denen ich über einen Aufstand gegen die Besatzungstruppen und einen vielleicht doch zu erwartenden deutschen Einmarsch vom Kaukasus her verhandelte. Mein sicherstes Quartier war das Haus eines hohen Polizeioffiziers, zu dessen dienstlichen Obliegenheiten es gehörte, mich im Auftrag der Alliierten in Teheran zu suchen. Von ihm übernahm mich dann der führende Kopf der nationalistischen Parlamentariergruppe, der Abgeordnete Nobacht.

Im Juni 1942 machte mir dann der Khan der Ghaschghai, Nasr Khan, den Vorschlag, als militärischer Berater zu ihm in sein Stammesgebiet zu kommen. Die Ghaschghai, in den zwanziger Jahren von Reza Schah entwaffnet und ihrer Führer beraubt, die in anderen Landesteilen interniert worden waren, hatten das in Iran nach dem Einmarsch der Alliierten und der Abdankung Kaiser Roza Schahs ausgebrochene Chaos benutzt, ihre alte Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Ihrem Stammeschef Nasr Khan war es gelungen, aus seiner Internierung in Teheran zu fliehen und sich in sein Stammesgebiet im Süden Irans durchzuschlagen. Die Ghaschghai gruben ihre versteckten Gewehre wieder aus, vorjagten die in ihrem Gebiet stationierten Gendarmerie- und Polizeiposten und zwangen sogar militärische Einheiten, sich aus den Nomadengebieten zurückzuziehen. Bis Ende 1941 beherrschte Nasr Khan ein Gebiet von der Größe etwa Bayerns, südöstlich und nordwestlich der Stadt Schiraz, die er jedoch nicht anzugreifen wagte. Ähnlich verlief die Entwicklung bei den westlich an die Ghaschghai angrenzenden Boirahmadi unter ihrem Stammeschef Abdullah Khan.

Ich nahm den Vorschlag Nasr Khans gern an, auch deshalb, weil ich dadurch mit meinem Kameraden, aber auch Gegenspieler, dem SS-Sturmführer

Franz Mair auseinanderkam, sodaß es keine Rivalitäten, hier Wehrmacht, dort SS, mehr gab. Die Autofahrt von Teheran nach Firuzabad, dem „Regierungssitz“ Nasr Khans, verlief allerdings ungewöhnlich abenteuerlich. Nasr Khan hatte mir, um mich abzuholen, seinen ganz schweren 12-Zylinder-Chrysler mit seinem Chauffeur und seinem zweiten Sekretär Mehemed Bahman Begi geschickt. Schon vor der Abfahrt gab es jedoch Schwierigkeiten, denn der Teheraner Polizei war aufgefallen, daß der schwere und chromglänzende Wagen Nasr Khans vor dem Haus, in dem ich versteckt saß, gehalten hatte. Also Hausdurchsuchung. Zum Glück konnte ein Polizeibeamter, der zur Widerstandsbewegung gehörte, mich rechtzeitig warnen. Während die Polizeibeamten zur Vordertür in das Haus eindringen, konnten „unsere“ Polizeibeamten mich und den Abgeordneten Nobacht durch die Hintertür in Sicherheit bringen, und zwar in das Haus des Kommandeurs des Teheraner Flak-Regiments, eines iranischen Obersten. Die zweite Schwierigkeit gab es bei der Ausfahrt aus Teheran. Auf der Fahrt zu Nasr Khan Ghaschghai begleiteten mich außer dem Chauffeur des Khans und seinem Sekretär, der alte Herr Nobacht, ein iranischer Generalstabsmajor und sein Bruder, ein Kriegsschüler, beide in Uniform. Beim Passieren der Polizeistation am südlichen Stadtrand ging unser Generalstabsmajor mit unseren Pässen in die Station, um sie zusammen abstampeln zu lassen. Der diensthabende Polizeihauptmann ging jedoch darauf nicht ein, sondern wollte die Wageninsassen einzeln überprüfen. Unglücklicherweise begann er die Prüfung bei mir, weil ich hinten mit dem Abgeordneten Nobacht im Fond des Wagens saß. Nun hatte ich zwar einen falschen Paß auf den Namen Aghadschan Scharjari und hatte alles, was mit dieser „Person“ zusammenhing, klar im Kopf. Die diesbezüglichen Fragen des Polizeihauptmanns konnte ich jedoch nicht selbst beantworten, denn, obwohl ich gut persisch sprach, wäre ich durch meine Aussprache als Ausländer aufgefallen. So blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Kopf an die Schulter des neben mir sitzenden Herrn Nobacht zu legen und ihm einen sanften Rippenstoß zu geben. Und siehe da, Herr Nobacht beantwortete alle an mich gerichteten Fragen wie aus der Pistole geschossen und so geschickt wie ein Bauchredner, daß dem Polizeihauptmann nicht auffiel, daß die Antworten nicht aus meinem Munde kamen. Hätte die Polizei mit einer Taschenlampe in den Wagen hineingeleuchtet, wäre dieser Trick nicht möglich gewesen.

Die Durchfahrt durch die beiden Polizeikontrollen in Isfahan konnte ich umgehen, da ich die Stadt gut kannte. Es tat mir nur leid, daß ich unseren alten Freund in Isfahan, Pastor Christoffel, den Begründer der Christoffel-Blindenmission und großen Wohltäter der Blinden und Armen in Iran, nicht besuchen konnte, denn ich hätte ihn der Alliierten wegen in Schwierigkeiten gebracht.

Besonders schwierig wurde die Durchfahrt durch die Stadt Abadeh, eigentlich ein langgestrecktes Straßendorf, am Eingang der Provinz Fars. Hier stand nämlich ein britischer Panzerspähwagen im Hofe der Polizeistation, dessen Besatzung sich an der Paßkontrolle beteiligte. Eine Umgehung zu Fuß

war hier ausgeschlossen, weil auch die Dorffränder von iranischen Polizeiposten und Patrouillen besetzt waren. Die Provinz Fars war ja der Zugang zu den britischen Ölquellen am Persischen Golf. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich in den hinten am Wagen angeschnallten schwarzen Lederkoffer einpacken zu lassen. Um nicht zu hart in meinem „Sarg“ zu liegen, legte ich mir einen halb aufgepumpten Autoschlauch unter. Mit angezogenen Knien und verrenktem Hals ließ ich mich dann in den Koffer hineinpressen. Auf mich drauf wurde meine Wäsche gepackt, für den Fall, daß die Engländer den Koffer öffnen sollten. Dann ging die Fahrt in den Ort hinein. Ich hörte, wie der Wagen vor der Polizeistation hielt und dann aufgefordert wurde, in den Hof zu fahren. Die Insassen stiegen aus und gingen in die Kanzlei hinein. Unterdessen begann die Durchsuchung des Wageninneren. Der Koffer wurde nicht geöffnet, weil man wohl nicht mit der Möglichkeit rechnete, daß ein Mensch darin verborgen sein könnte. Dann stiegen meine Mitreisenden wieder ein, der Wagen rollte wieder auf die Straße und dann aus der Stadt hinaus, hielt weit außerhalb der Stadt, und ich wurde wieder aus meinem „Kindersarg“ befreit. Ich war regelrecht gedünstet, denn draußen herrschte eine Schattentemperatur von 45 Grad Celsius, und der Koffer lag direkt über dem Auspuff des 12-Cylinder-Wagens. Nie ist mir eine Zeit so lang geworden.

Noch kritischer wurde die Situation kurz vor dem Ende der Reise, zwischen Persepolis und Schiraz. Auf einer neugeschotterten Straßenstelle platzten uns gleichzeitig beide Hinterreifen. Da wir nur einen Reservereifen hatten, hieß das flicken, und das dauerte längere Zeit. Da überholte uns ein englisches Sportcabriolet. Der Sekretär des Khans erkannte den Insassen, einen englischen Straßenbauingenieur, und flüsterte mir erschrocken zu: „Chef des britischen Secret Service im Straßenabschnitt Isfahan—Schiraz.“ Der englische Wagen hielt 200 Meter vor uns, der Engländer stieg aus, kam zu uns und fragte höflich, ob er uns helfen könnte. Meine Freunde verneinten dankend. Ich hatte mir in meiner Wagenecke den Hut über das Gesicht gezogen und schnarchte aus Leibeskräften. Dann öffnete der Engländer die Tür des Wagens und starrte mich an. Ich spürte förmlich, wie er mich mit seinen Blicken durchbohrte. Zu wecken wagte er mich nicht, denn ich hatte in meiner Manteltasche die Faust absichtlich geballt und hochgedrückt, und so mußte er wohl damit rechnen, daß, wenn er mich anrührte, aus meiner Tasche ein Pistolenschuß auf ihn abgefeuert wurde. Schließlich faßte sich der Sekretär Mehemed ein Herz, riß den Engländer von der Tür weg und sagte sehr energisch: „Lassen Sie den alten Mann doch schlafen, wir sind schon zwei Nächte von Teheran durchgefahren und todmüde.“ Wütend knallte der Engländer die Wagentür zu, daß der ganze Wagen wackelte und ich unbedingt davon hätte aufwachen müssen, und ging wieder zu seinem Wagen, um unser Reifenflicken abzuwarten. Als wir fertig waren und losfuhren, gab er ebenfalls Gas. Wir versuchten, ihn mit unserem schnellen Wagen zu überholen, aber er war schneller als wir und hielt sich immer etwa 200 Meter vor uns. Das hieß für uns: er wollte uns bei der Einfahrt in die Polizeistation von Schiraz durch die iranische Polizei

kontrollieren lassen. Das bedeutete: rechtzeitig aussteigen und die Stadt Schiraz in einem weiten Bogen zu Fuß umgehen. In einer unübersichtlichen Kurve der Bergstraße sprangen der alte Herr Nobacht und ich aus dem Wagen, in der nächsten Kurve die beiden iranischen Offiziere und der Sekretär Mehemed. Der Chauffeur fuhr allein in die Polizeistation ein, wo bereits ein Polizeiaufgebot und der Engländer auf uns warteten. Auf die erstaunte Frage, wo denn die anderen Wageninsassen geblieben seien, antwortete er seelenruhig: „Die Herren sind zu dem Imamzadeh Allaho Akbar aufgestiegen, beten dort und danken Allah, daß sie die gefährliche Fahrt so gut hinter sich gebracht haben.“ Der Engländer hatte aber doch Lunte gerochen. Durch Rückfragen bei den Polizeistationen unserer Reise und in Teheran stellte der britische Geheimdienst fest, daß nicht nur ich einen falschen Paß benutzt hatte, sondern auch meine Begleiter mit Ausnahme des Chauffeurs, und so kam es zu der für London höchst beunruhigenden Meldung, daß vermutlich fünf deutsche Generalstabsoffiziere bei den Ghaschghai in der Nähe von Schiraz eingetroffen seien. Das war für London ein Alarmsignal von größter Bedeutung, denn fünf deutsche Generalstabsoffiziere konnten ein Vorkommando der gerade auf den Kaukasus vorstoßenden deutschen Truppen sein. Das aber konnte bedeuten, daß Hitler den Krieg an den Persischen Golf und womöglich an die Grenzen Indiens tragen wollte. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß diese Falschmeldung bei der Bildung der britischen Heeresgruppe „Paiforce“ eine Rolle gespielt hat. Da auch diese Meldung, wie viele andere Funkprüche von Teheran nach London von Berlin entschlüsselt worden war, wußte man jetzt beim Oberkommando der Wehrmacht, daß ich bei Nasr Khan Ghaschghai eingetroffen war.

Der alte Herr Nobacht und ich mußten die Stadt Schiraz in einem sechsstündigen Marsch durch die schattenlose in glühender Sonne liegende Ebene von Schiraz umgehen. Die Offiziere und der Sekretär des Khans hatten einen kürzeren Weg gewählt. Schließlich fanden wir unseren Wagen wieder und erreichten nach kurzer Fahrt das Herrschaftsgebiet von Nasr Khan Ghaschghai. Der Anblick, der sich uns bot, ließ alle Anstrengungen der langen Fahrt vergessen: An der Brücke von Muk erwartete uns ein Ehrengleite, ein Reitorzug unter der Führung des jungen Khans Ibrahim vom Ghaschghaistamm der Farsimadan — Konsul Waßmuß hatte im Zell seines Vaters eine schwere Verwundung ausgeheilt —, prachtvolle Pferde, silberbeschlagene Mausergewehre, die Konsul Waßmuß, ohne den Silberdraht, nach Iran gebracht hatte, die grauen Staubumhänge, Tschogh'äs genannt, wehten waagrecht hinter den galoppierenden Reitern her, die unseren langsam fahrenden Wagen begleiteten, bis wir das Ordu, das militärische Zeltlager des Khans, erreicht hatten. Und dann stand ich vor dem Manne, dessen militärischer Berater ich in den nächsten zwei Jahren sein sollte.

Zehn Monate lang hatten mich die Engländer in Teheran nicht finden können, obwohl ich ihnen dort direkt vor der Nase saß. 24 Stunden nach meinem Eintreffen bei Nasr Khan wußten sie, daß ich bei ihm war. Drei Tage später er-

folgte die erste englische Aktion: Einer der iranischen Direktoren der Anglo-Iranian Oil Company namens Mustafa Fateh traf bei Nasr Khan ein und stellte ihm namens der britischen Regierung ein Ultimatum:

1. Auslieferung des Majors Schumacher — aus einem mir unbekannt gebliebenen Grund glaubten die Engländer, daß ich mit richtigem Namen Schumacher hieße — und seiner deutschen Begleiter.

2. Gewährung der vollen Autonomie für das Gebiet der Ghaschghai seitens der iranischen Regierung unter Garantie der britischen Regierung.

3. Zahlung von 5 Millionen Toman, umgerechnet damals 7 Millionen Mark, an Nasr Khan für den Fall der Auslieferung.

Im Fall der Ablehnung Kampf auf Leben und Tod, denn die britische Regierung könne es nicht dulden, daß sich feindliche Kräfte in der Nähe ihres iranischen Ölgebietes festsetzten, und wenn es zu einem erbarmungslosen Vernichtungskrieg gegen die Ghaschghais und ihre Schafherden kommen sollte.

Nasr Khan zog sich geschickt aus der Affaire, indem er erklärte, die Ankömmlinge hätten russisch gesprochen, seien vermutlich sowjetische Offiziere gewesen und seien bereits in das Ölgebiet weitergeritten.

Der zweite Akt war ein Versuch, Nasr Khan und mich mit vergifteten Pfeilsitzen umzubringen, die von Händlern aus Schiraz in das Ordu des Khans gebracht worden waren. Nasr Khan schöpfte Verdacht und gab die Früchte den Schafen zu fressen, die auch prompt daran eingingen.

Der dritte Versuch hätte für mich gefährlich werden können, denn drei Beduinen vom Stamm der Khamseh-Araber versuchten, mich nachts in meinem Zelt zu erstechen, und es wäre ihnen gelungen, wenn ich nicht kurz vorher aufgestanden wäre, um mich draußen vor dem Zelt bei meiner Leibwache am offenen Feuer niederzulegen, weil es mir im Zelt zu heiß geworden war. War es wieder mein „sechster Sinn“, war es mein „Schutzengel“ gewesen, der mich gerettet hatte?

Aber das waren nur kleine Störungen meiner Arbeit. Die großen Aufgaben, die in Angriff genommen werden mußten, waren:

1. Die Verbesserung der Bewaffnung der rund zwanzigtausend Ghaschghaireiter, von denen Nasr Khan sprach. Sie waren bewaffnet zum Teil mit deutschen Mäusergewehren, die Konsul Waßmuß 1915 nach Iran gebracht hatte, iranischen Militärgewehren, englischen und indischen Gewehren und leichten tschechischen Maschinengewehren. Für sehr viel Geld konnte Nasr Khan auch moderne englische Gewehre kaufen. Die britische Regierung versuchte damals, der Herrschaft von König Ibn Saud von Saudiarabien, von dem sie einen Übergang in das Lager der Achsenmächte befürchtete, dadurch zu erschüttern, daß sie arabische Stämme an der Grenze zu Kuwait kostenlos mit modernen englischen Gewehren belieferte. Die geschäftstüchtigen Araber hatten nichts Eiligeres zu tun, als diese mit Schmuggler-Dhaus über den Persischen Golf zu verfrachten und für teures Geld an Nasr Khan zu verkaufen.

Die dringend benötigte Munition lieferten uns in großer Zahl die indischen Truppen, die zur Bewachung des britischen Ölgebietes eingesetzt waren, teils ganz umsonst aus Haß auf ihre britischen Kolonialoffiziere, teils gegen Geld, teils gegen Opium, das ihnen von ihren Offizieren vorenthalten wurde. Was uns fehlte, waren schwerere Waffen, und die konnte uns nur Berlin liefern.

2. Der Bau großer Flug- und Landplätze, vor allem in der Ebene von Färaschband. Diese Flugplätze waren nötig für die noch reichlich nebulösen Aufgaben eines „Sonderstabes F“, bestehend aus dem General der Flieger Felmy als Kommandeur, dem Generalleutnant Oscar Ritter v. Niedermayer als IA und dem Oberst im Generalstab Krummacher als IC. Unterstellt waren ihm zwei Abteilungen in Bataillonsstärke Nr. 287 und Nr. 288, die teils in einem Geheimplatz bei Kap Sunion in Griechenland, teils nördlich vom Kaukasus untergebracht waren. Sie sollten aber nur den Rahmen bilden, denn die Masse der Truppen sollten russische Gefangene mohamedanischen Glaubens bilden, die sog. „Logionon“. Den Bau der Flugplätze übertrug ich einem wolgadeutschen Ingenieur, Konstantin Jakob, dem ebenfalls die Flucht zu den Ghaschgai gelungen war, der mir unersetzliche Dienste leistete, und den ich, obwohl er „ungedient“ war, kurzerhand zu meinem „Adjutanten“ machte. Der Bau dieser Flugplätze muß die britische Führung ungemein gestört haben, denn sie wurden ständig von britischen Flugzeugen überflogen, und, als ich schließlich doch in britische Gefangenschaft geriet, hat man mir die Luftaufnahmen meiner Flugplätze bündelweise vorgelegt.

3. Meine wichtigste Aufgabe war die enge Verbindung mit dem Chef der iranischen Widerstandsbewegung gegen die alliierten Besatzungsmächte, dem „starken Mann der iranischen Armee“ dem Korpskommandeur von Isfahan, General Zahedi. Um in möglichst enger Verbindung mit ihm arbeiten zu können, war der SS-Sturmführer Franz Mayr nach Isfahan übersiedelt, wo er sich in der Uniform eines iranischen Stabsintendanten ziemlich frei bewegen konnte. General Zahedi hatte den Aufstand gegen die Alliierten in allen Einzelheiten vorbereitet und wartete verzweifelt, daß der deutsche Vormarsch im Kaukasus an einer der drei möglichen Stellen das Gebirge überschreiten konnte. Schließlich wollte General Zahedi auch ohne diesen Durchbruch im Kaukasus losschlagen, aber Mayr und ich warnten ihn, denn, was sich im Irak bei dem Aufstand von Raschid Gailani ereignet hatte, durfte sich in Iran auf keinen Fall wiederholen. Die Gefahr eines Aufstandes des auf's Äußerste gereizten Millionenvolkes war für die britischen Besatzungstruppen schwerer erträglich als ein von ihnen niedergeschlagener Aufstand.

Da holten die Briten im September 1942 zum Gegenschlag aus. General Zahedi wurde im Zuge der berühmten „Operation Pongo“ aus seinem Korpsstabsquartier in Isfahan entführt und in ein britisches Konzentrationslager in Palästina gebracht. Mehrere hundert iranische Offiziere und nationale Politiker wurden von den britischen Besatzungstruppen verhaftet und in Privatgefängnissen des britischen Secret Service und einem großen Konzentrationslager bei Sultanabad interniert. Gleichzeitig marschierten die Truppen der Hee-

resgruppe „Paiforce“ vom Irak, vom Persischen Golf und von Indien aus in Iran ein und besetzten alle strategisch wichtigen Punkte des Landes. Die britische Propaganda verbreitete, eine Million britischer Truppen habe Iran besetzt. Wir konnten jedoch nur zwei britische, drei indische und eine polnische Infanteriedivision, sowie eine britische und eine indische Panzerbrigade feststellen, dazu allerdings sehr starke Transporteinheiten. Die Truppen blieben bis Ende des Jahres in Iran und wurden dann nach Nordafrika gebracht.

Unsere Rolle bei der „Festnagelung“ der Heeresgruppe Paiforce in Iran im Herbst 1942 wurde meinem Kameraden Franz Mayr und mir von der obersten deutschen Führung als Verdienst zugeschrieben, mit dem besonderen Hinweis, daß sie in der Zeit der britischen Gegenoffensive von El Alamein erfolgte und die Lage Rommels vielleicht noch schwieriger geworden wäre, wenn die Truppen der „Paiforce“ sofort in Nordafrika einsatzbereit gewesen wären. Ob und in welchem Grade sich das mit der Leistung von Konsul Waßmuß im Ersten Weltkrieg vergleichen läßt, darüber mögen sich die Historiker den Kopf zerbrechen.

Die „Operation Pongo“ bleibt ein Schandfleck auf dem Ehrenschild der ruhmreichen britischen Armee. Ganz offiziell vom britischen Foreign Office, dem britischen Botschafter in Teheran und dem britischen Konsul Gault in Isfahan und den iranischen Ministerien und dem iranischen Oberkommando vorbereitet, wird ein Höflichkeitsbesuch eines britischen Brigadegenerals — ich will den Namen dieses britischen Generals, der sich für diesen schmutzigen Bubenstreich hergab, hier nicht nennen — bei General Zahedi in seinem Korpsstabsquartier vorbereitet. Als General Zahedi dem britischen General entgegenging, um ihm die Hand zu reichen, fallen die beiden angeblichen Adjutanten des Generals, die Geheimdienstoffiziere Maclean und Duncan, General Zahedi an, drücken ihm ihre Colts in den Bauch und den Nacken, reißen ihm die Arme hoch, schleppen ihn in ein Auto, rasen mit ihm, ihm immer noch die Pistolen ins Genick drückend, aus der Stadt heraus, werfen ihn in ein bereitstehendes Flugzeug und General Zahedi landet in einem britischen Konzentrationlager in Palästina. Die Iraner, ein stolzes Volk, waren über dieses Gangsterstück maßlos empört und haben es bis heute nicht vergessen. Noch schlimmer war der Schaden für das britische Prestige in Iran, denn Marschall Zahedi, der als einer der fähigsten und persönlich tapfersten Soldaten in die jüngere Geschichte Irans eingegangen ist, war ja der Mann, der 1953 Ihrer Majestät, Schah en-Schah Mohamad Reza Pahlawi Aryamehr den Thron rettete und ohne dessen kühnen Staatsstreich gegen das Regime Mossadeghs Iran leicht eine Beute der Sowjets geworden wäre. In dem Bericht des britischen Hauptmanns Fitzroy Maclean über die „Operation Pongo“ in seinem Buche „Eastern Approaches“ (Verlag Jonathan Cape, London, 1949) findet sich ein Satz, über den ich regelrecht erschrocken bin. Er schreibt da, die Besatzungen der beiden LKW's (mit schwer bewaffneten „Seaforth Highlanders“, die die Entführung Generals Zahedis notfalls unter Einsatz schwerer Waffen erzwingen sollten) „waren bitter enttäuscht“. Als deutscher Offizier hätte ich mir

doch eher die Zunge abgebissen, als so einen Satz niederzuschreiben, ja auch nur zu denken.

Der Winter 42/43 brachte Stalingrad und den großen Rückschlag an der Front in Rußland, aber Nasr Khan gab deshalb noch nicht auf, auch als im Frühjahr 1943 der Großangriff gegen die Ghaschghai begann, der Nasr Khan und seine 20000 Stammesreiter ontgültig aus dem Felde schlagen sollte. Eine iranische Armee unter der Führung des Generals Schahbahti, in Wirklichkeit jedoch unter Führung eines britischen „Verbindungsstabes“, marschierte mit sechs Brigaden, Panzerverbänden und Luftwaffeneinheiten an allen Seiten des südlichen Ghaschghai-Gebiets auf. Im Mai begann der konzentrische Angriff. Die Ghaschghai schlugen sich glänzend. Der Paß von Muk an der Straße von Schiraz nach Firuzabad, der „Residenz“ Nasr Khans, konnte wochenlang gegen schwerste Angriffe zweier Brigaden gehalten werden und fiel erst, als die Engländer ein Hilfskorps der Khamseh-Araber einsetzten, die schon im Ersten Weltkrieg gegen die Ghaschghai und Konsul Waßmuß gekämpft hatten. Firuzabad und sämtliche größeren Orte fielen in die Hände der iranischen Regierungstruppen, und britische LKW-Kolonnen begannen sofort, alles verfügbare Getreide abzutransportieren, damit die Ghaschghai, die in die unzugänglichen Hochgebirge ausgewichen waren, mit ihren Herden im Winter den Hungertod sterben sollten.

Da endlich ging Nasr Khan zu der offensiven Verteidigung über, die ich ihm von Anfang an geraten hatte. Einige tausend Ghaschghai-Reiter unter Führung des jüngeren Bruders, Kosro Khan, durchbrachen den Einkreisungsring im Norden und stießen in Eilmärschen bis in die Gegend südlich von Isfahan vor, vereinigten sich dort mit dem Lurenstamm der Boirahmadis und griffen die starke Festung Semirom an, die von einem Infanterie-Regiment, schweren Maschinengewehren und Artillerie verteidigt wurde. Nasr Khan, bei dem ich mich befand, brach nach Osten durch, belagerte die starke Festung Galeh Pärjan, bedrohte die Garnisonsstädte Dscharom, Lar und Darab und unterbrach die britische Nachschubstraße von Bender Abbas ins Landesinnere. Nach kurzer Belagerung fiel die Festung Semirom, als die Boirahmadis, einer auf die Schultern des anderen steigend, die hohe Lehmmauer erkletterten und die oben aufgestellten schweren Maschinengewehre sich nicht rasch genug nach unten einschließen konnten. Die Beute war ungeheuer: Geschütze, Granatwerfer, schwere und leichte MG's, mehr als eine Million Schuß Infanteriemunition. Die Begeisterung der Ghaschghai kannte keine Grenzen, für mich als deutschen Offizier war ein bitterer Wermutstropfen dabei: die tapferen Verteidiger der Festung, Oberst Schechachi, Major Schperi, Hauptmann Naraghi und Leutnant Zaboli waren, bis zum letzten Pistolenschuß kämpfend, gefallen. Sie waren unsere Verbündeten von gestern, die jetzt widerwillig unter britischer Führung gegen uns kämpfen mußten. Ihr Tod ist auch heute in Iran noch nicht vergessen. Und er darf es so wenig sein, wie der Tod des iranischen Admirals Bahadur im Kampf gegen die britische Kriegsmarine. Auch die Armeen der europäischen Völker haben Vorbilder, die sie nicht vergessen, wie Androas Hofer oder die Schill'schen Offiziere.

Durch den Verlust der Festung Semirom, den täglich drohenden Fall der Festung Galch Pārian, in der auch ein ganzes iranisches Infanterieregiment eingeschlossen war, und den drohenden Vorstoß der Ghaschghai unter Kosro Khan und der Boirahmadis auf die Stadt Isfahan, die seit jeher ein Zentrum des iranischen Nationalismus gewesen war, kam die britische Führung in eine höchst bedenkliche Lage. Wenn sich Isfahan dem Aufstand anschloß, konnte er sich über ganz Iran ausbreiten und die Nachschubstraße der westlichen Alliierten in die Sowjetunion konnte zusammenbrechen. Die Entsendung britischer Truppen aus Nordafrika oder von der Italienfront kam wegen der Entfernungen und der Kürze der Zeit nicht in Frage. In dieser Zwangslage entschloß sich die britische Führung zu einem für Nars Khan und mich höchst überraschenden Schritt: Mit einer großen weißen Fahne ritten zwei Parlamentäre in das Ordu Nasr Khans und baten ihn im Auftrag der iranischen Regierung und mit Zustimmung der britischen Regierung um die sofortige Bewilligung eines Waffenstillstands und die Einleitung von Friedensverhandlungen. Die Ghaschghai sollten eine Art von Kosakenstatut nach altem russischen Vorbild und volle Autonomie erhalten und durften auch die in Semirom erbeuteten Waffen behalten. Von der Auslieferung der deutschen Militärberater war keine Rede mehr.

Dieser Schritt war wohl das Einzige, was die Engländer damals tun konnten, um die plötzlich so gefährlich gewordene Situation zu retten. Aber die damals Verantwortlichen haben sich wohl nicht klar gemacht, daß dieser Schritt die schwersten Folgen für das Prestige Großbritanniens in Iran haben mußte: es verlor dadurch sein Gesicht! Das mächtige britische Weltreich hatte versucht, durch den Einsatz einer ganzen iranischen Armee den Widerstand eines kleinen iranischen Stammeskhan zu brechen. Das war nicht nur mißlungen, das mächtige Weltreich mußte jetzt vor diesem Stammeskhan zu Kriechen kriechen.

Diesen Prestigeverlust der Engländer in Iran haben sie nie wieder gutmachen können. Wenn Mossadegh zu Beginn der fünfziger Jahre die britischen Ölfelder in Iran enteignen, sämtliche Engländer aus Iran ausweisen und die diplomatischen Beziehungen mit London abbrechen konnte, so kann man die Wurzeln dieser Entwicklung schon 1943 in der Kapitulation vor Nasr Khan sehen.

Der SS-Sturmführer Franz Mayr, der nach der Entführung General Zahedis von Isfahan nach Teheran zurückgekehrt war, hatte, nachdem ein Kommando von Funkern der SS bei ihm abgesprungen war, monatelang glänzende Arbeit geleistet. Durch enge Verbindung mit den iranischen Behörden hatte er die Kriegsmaterialtransporte, die über Iran in die Sowjetunion liefen, Transport für Transport nach Berlin durchfunken können. Im Führerhauptquartier hatte man diese Meldungen jedoch anscheinend nicht geglaubt, denn man konnte sich dort wohl nicht vorstellen, daß Präsident Roosevelt die Sowjetunion, den Gegenspieler von morgen oder übermorgen, in einem derartigen Umfang mit Kriegsmaterial beliefern würde. Durch einen reinen Zufall war

Mayr im Sommer 1943 mit seinem ganzen Funkkommando in die Hände des britischen Secret Service geraten.

Auch bei mir war etwas später ein Kommando von SS-Funkern und Sprongstoff-Spezialisten unter Führung des SS-Hauptsturmführers Kurmis mit Fallschirmen abgesprungen. Außer den beiden jungen Funkern Piwonka und Kurt Harbers gehörte zu dem Kommando auch ein etwas zwielichtiger iranischer Dolmetscher namens Farsad. So sehr ich mich über die Ankunft deutscher Kameraden und die von ihnen mitgebrachte Post meiner Frau und meiner Kinder freute, so wurde dadurch meine Lage unerwartet schwierig. Farsad hatte nämlich Briefe der beiden Brüder Nasr Khans, Malek Mansur und Hussein Ghaschghai, mitgebracht, die in Berlin-Charlottenburg in der Glesebrechtstraße wohnten und enge Beziehungen zu Berliner Amts- und Parteistellen unterhielten. Aus diesen Briefen ging zweifelsfrei hervor, daß Deutschland den Krieg hoffnungslos verloren hatte und daß sich Berlin und die deutschen Industriezentren unter dem Hagel der alliierten Bomben immer mehr in Trümmerstätten verwandelten. Als Nasr Khan diese Briefe gelesen hatte, brach für ihn eine Welt zusammen, er hatte „auf das falsche Pferd gesetzt“, und es mußte jetzt für ihn darum gehen, rechtzeitig „auszusteigen“, aber doch das Erreichte zu retten. Himmler hatte dem Kommando Kurmis den Befehl gegeben, so rasch und so viele britische Ölleitungen wie möglich, am Persischen Golf zu sprengen. Nasr Khan widersetzte sich jedoch jeder Beschädigung der Ölanlagen, denn sie sollten seiner Meinung nach unzerstört aus britischer in iranische Hand übergehen. Dazu kamen Schwierigkeiten der Befehlsregelung, denn der SS-Hauptsturmführer Kurmis wollte sich zunächst nicht dem Befehl eines viel älteren Offiziers unterstellen, der „nur Wehrmachtsoffizior“ war, und es bedurfte meiner ganzen Härte, diesen Widerstand zu brechen.

Nasr Khan fand zunächst einen Ausweg aus seiner nun ja auch delikater gewordenen Lage, indem er uns für ein halbes Jahr bei dem Khan der Boirahmadi, Abdullah Khan, versteckte. In dem alten Turm von Alibaz, westlich des hohen Kuh-Dinar-Gebirges, verlebten wir eine relativ sorglose Zeit. Zwar konnten wir keine britischen Ölleitungen in die Luft sprengen, aber konnten durch Agenten den britischen Dienststellen immer wieder Mitteilungen zukommen lassen, daß dann und dann und da und da Anschläge verübt worden würden, worauf sie jeweils reagieren mußten.

Da die Engländer uns bei den Boirahmadi nicht beikamen, setzten sie den Habel schließlich in Berlin an. Die Brüder Nasr Khans machten für deutsche Dienststellen gelegentlich Erkundungsreisen in die Türkei. Bei einer solchen Reise gelang es britischen Agenten, Verbindung mit ihnen aufzunehmen und ihnen den Vorschlag zu machen, sie unter Zusicherung sicheren Geleits, heimlich mit einem britischen Flugzeug von Istanbul nach Schiraz in ihr Stammesgebiet zu bringen. Im Vertrauen auf das ihnen zugesicherte „sichere Geleit“ ließen sie sich in dem angeblich nach Schiraz fliegenden Flugzeug verstecken und flogen ab. Das Flugzeug landete jedoch in Kairo, wo die beiden Brüder Ghaschghai als deutsche Agenten verhaftet und zum Tode verurteilt

wurden. Dann wurde Nasr Khan die Pistole auf die Brust gesetzt: Entweder Du lieferst die deutsche Militärmission aus, oder Deine beiden Brüder werden erschossen. Nasr Khan tobte, denn ich war ja sein von ihm eingeladenes Gast, der ihn jahrelang erfolgreich beraten hatte. So wenig wie Zahedi die ihm widerfahrene Behandlung vergessen konnte, hat auch Nasr Khan diesen Schurkenstreich vergessen können, der seine persönliche Ehre in Gefahr brachte, und als er später unter Mossadegh im Süden Irans eine große Rolle spielte, hat er es den Engländern heimgezahlt. Aber zunächst mußte er, dem Druck seiner Mutter nachgeben und unsere Auslieferung an die Engländer vorbereiten. Ein Ghaschghal-Reiterzug unter seinem Onkel Fatullah Khan holte uns, ohne meine getreuen Mitarbeiter Hamdullah und Konstantin Jakob, die bei den Boirahmadi bleiben konnten, in Alibaz ab, um uns so rasch wie möglich, an die Engländer auszuliefern. Aber wir konnten das, da wir bis an die Zähne bewaffnet waren, wochenlang verhindern, und zogen mit Fatullah Khan von Ort zu Ort durch das nördliche Ghaschghal-Gebiet. Erst am „Now-Rus-Tag“ 1944 gelang es Fatullah Khan, uns in dem Städtchen Desch I-Kurd bei einem Festessen im Rathaus, das man uns zu Ehren veranstaltet hatte, zu überrumpeln. Obwohl wir uns, unsere Waffen schußbereit auf den Knien mit dem Rücken an die Wand setzten, gelang es den je vier Dienern, die jedem von uns beim Essen aufwarteten, sich schlagartig von oben auf uns fallen zu lassen und uns zu entwaffnen und zu fesseln. Am nächsten Tag wäre es dann auf ein Haar zu der von mir befürchteten Katastrophe gekommen. Nachts hatte ich mich von meinen Fesseln befreit, aber von drei „Mehemed Hassani“, die nicht Turk, sondern persisch sprachen, bewacht, schlafend gestellt und ihre Unterhaltung angehört. Daraus entnahm ich, daß die Mutter Nasr Khans, um ihrem Sohn die Schande der Auslieferung der Deutschen an ihre Feinde, die Engländer, zu ersparen, Fatullah Khan die Anweisung geschickt hatte, uns am nächsten Morgen in der Schlucht zwischen Desch I-Kurd und Seh Deh hinterücks zu erschießen, die Leichen auszuziehen und das Übrige den Hyänen und Wölfen zu überlassen. Damit wären die Deutschen verschwunden und niemand wisse etwas Zuverlässiges.

Als wir am nächsten Morgen in die Schlucht einritten, sah ich, wie Fatullah Khan von einem Reiter zum andern ritt, ihm etwas zuflüsterte und dieser darauf sein Gewehr vom Rücken nahm, lud und auf einen von uns anlegte. Als er zu mir zurückkam, nahm er die Mauserpistole, die er tags zuvor Kurmis abgenommen hatte, lud und entscherte sie und ritt hinter mich. In diesem Augenblick rief Piwonka, der am Schluß des Zuges ritt: „Achtung, jetzt werden wir abgeknipst!“ Da riß ich mein Pferd herum, daß es mit Fatullah zusammenstieß, und schrie ihn an: „Ich weiß, daß ihr uns jetzt meuchlings erschießen wollt. Aber ich befehle euch, erschießt uns nicht von hinten wie die Hasen auf der Jagd, sondern von vorn, wie wir es als tapfere Soldaten verlangen können. Und ich schwöre euch, wenn ihr uns jetzt wie Meuchelmörder von hinten ermordet, werde ich Allah bitten, daß er mich zu der Stunde, wo jeder von euch stirbt, neben den Engel treten läßt, der auf der schmalen Brücke zum Paradies

steht. Und dann werde ich mit dem Finger auf jeden von euch weisen und der Engel wird euch packen und wird euch hinabschleudern in den flammenden Pfuhl, in dem die Meuchelmörder ewig brennen!"

Fatullah starrte mich an, wie ein Gespenst, wie einen „Dschin“. Seine Augen quollen aus ihren Höhlen, der Unterkiefer klappte horab, er zitterte am ganzen Leibe und versuchte mühsam, die Herrschaft über seine Sprache wiederzugewinnen. „Wir haben doch nur Angst vor dem da“ stotterte er und zeigte auf den armen Kurmis, der gefesselt und noch halb betäubt in seinem Sattel hing. Ich gab den Befehl zum Weiterreiten. Fatullah Khan steckte seine Pistole wieder ein und am Ende der Schlucht gab er seinem Pferd die Sporen und sprengte davon, zusammen mit dem netten alten Molla Haidér, der die ganze Zeit geweint hatte. War es mein sechster Sinn, war es mein Schutzengel gewesen, der mir die Idee eingegeben hatte, mit dem Befehl, uns von vorn und nicht von hinten zu erschießen, den primitiven Moucholmördern ein psychologisches Hindernis in den Weg zu legen, über das sie nicht hinwegkamen? Damit hatte er nicht nur mein Leben gerettet, sondern auch das meiner jungen Kameraden.

Einen Tag später wurden wir in Seh Deh einem britischen Kommando übergeben. Hatten die Engländer 1918 Konsul Waßmuß ausgesprochen erniedrigend behandelt, so waren sie mir gegenüber höflich, und ich war, auch als harter alter Soldat, etwas gerührt, als eine Gruppe junger englischer Offiziere mein Zimmer betrat, mir einen kleinen Blumenstrauß brachte und mir zu der sportlichen, nicht der militärischen und auch nicht der politischen Leistung gratulierte, daß ich sie in Iran jahrelang so in Trab gehalten hatte.

Meine Kriegsgefangenschaft in Teheran, Kairo und Emmaus bei Jerusalem dauerte nicht lange, denn schon Anfang Januar 1945 wurde ich über die Schweiz gegen einen britischen Generalstabsoffizier ausgetauscht, der als Verbindungsoffizier zur französischen Résistance in deutsche Gefangenschaft geraten war, und konnte nun meinen Dienst in der Nähe von Berlin und später in Wien wieder aufnehmen. Nur hieß meine Dienststelle jetzt nicht mehr „Oberkommando der Wehrmacht“, sondern „Militärisches Amt“. Und ich hatte meine tapferere Frau und wenigstens zwei unserer Kinder wieder.

Die Stunde für den großen Auftritt Nasr Khans schlug im September 1946, als er zusammen mit den anderen Khanen des Südens ultimativ die Entlassung der drei kommunistischen Minister aus der Regierung des Ministerpräsidenten Ghawam es-Saltaneh und die Ablehnung der von den Sowjets geforderten Ölkonzession im Norden Irans forderte. Als Ghawam ablehnte, kassierte Nasr Khan die riesigen von den Alliierten angelegten Waffen- und Munitionslager in der Umgebung von Schiraz, in Abadeh und Kazerun ein, während die mit Nasr Khan verbündeten Hayat Davudis die noch größeren Munitions- und Waffenlager in Genaveh, Bender Rig und Buschehr am Persischen Golf ausräumten. Die „Khanen des Südens“ brachten auf diese Weise eine Streitmacht von etwa 400000 Mann auf die Beine. Das führte jedoch zu keiner Konfrontation mit der iranischen Armee, denn Nasr Khan und Marschall Zahedi,

der nach seiner Entlassung aus der britischen Kriegsgefangenschaft sofort Oberbefehlshaber der iranischen Armee im Süden des Landes geworden war, einigten sich über die Politik gegenüber den Sowjets und die Zivilverwaltung im Süden Irans. Jetzt ritt Nasr Khan nicht mehr mit seinem Gefolge durch die Wüsten und Hochgebirge des Landes, sondern bediente sich eines amerikanischen Panzerspähwagens. Aus den schlecht bewaffneten 20000 Stammesreitern war jetzt eine modern bewaffnete Reitertruppe von 70000 Mann geworden. Als Mitglied des iranischen Senats betrieb Nasr Khan vor allem die Aufhebung der britischen Ölkonzessionen in Iran und unterstützte konsequent die Enteignungspolitik Mossadeghs. Seine 70000 Stammesreiter bildeten sozusagen die „Hausmacht“ Mossadeghs.

Als im August 1953 der immer mehr in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratende und immer mehr ins sowjetische Fahrwasser abgleitende Mossadegh durch den Staatsstreich Marschall Zahedis gestürzt wurde, schlug auch für Nasr Khan die Stunde. Er wußte, daß seine Reitertruppe einer modernen Panzerarmee nicht würde standhalten können, und er war viel zu sehr iranischer Patriot, um es auf einen Kampf gegen die Armee unter der Führung Marschall Zahedis ankommen zu lassen. 1954 verließ er, von Ihrer Majestät Schah en-Schah Mohamad Reza Pahlawi Aryamehr dazu aufgefordert, mit seiner ganzen Familie das Land, übertrug die Stammesführung seinem jüngeren, Teheran genehmen Bruder Hussein Khan, und siedelte mit seiner Familie nach Kalifornien über.

Trotz erneuter Schwierigkeiten bei der großen Agrar-Reform — Nasr Khan und seine Gattin Rudabe gehörten zu den reichsten Großgrundbesitzern Irans und mußten deshalb ebenfalls enteignet werden —, scheint es den Ghaschghai und den benachbarten Lurenstämmen nach den Berichten meiner dortigen iranischen Freunde nicht schlecht zu gehen, sondern wesentlich besser als je zuvor. Die von den Frauen und Töchtern der Nomaden geknüpften berühmten Schirazteppiche bilden einen für die iranische Wirtschaft wichtigen Exportartikel. Die dafür benötigte feste und feine Wolle können nur die Schafe der Nomaden liefern, die im Frühjahr auf die Almen der Hochgebirge getrieben werden müssen, wo ein besonderes Gras wächst.

Im Gegensatz zur Politik seines Vaters betreibt Ihre Majestät Schah en-Schah Mohamad Reza Pahlawi Aryamehr nicht mehr die Politik, die versuchte, aus den Nomaden selbständige Ackerbauern zu machen. Das hatte sich ja als undurchführbar erwiesen. Aber er fand einen klugen Ausweg: Man kann aus einem Nomaden keinen Bauern machen, kein Nomade wird einen Pflug anfassen, wohl aber einen modernen Viehzüchter, vor allem einen Schafzüchter. Man kann seine Wanderungen, die die Herden sehr anstrengten, beschränken auf die Wanderung von festen Winterquartieren auf die nahe gelegenen Hochalmen. Das entspricht etwa dem System der „Yürüken“, der Halbnomaden in der Osttürkei. Noch zu der Zeit, als ich bei den Ghaschghai war, mußten die Herden bei den großen Frühjahrs- und Herbstwanderungen aus dem „Gärmesir“ im Südosten in das „Serhäd“ im Nordwesten hunderte von Kilometern zu-

rücklegen, bei denen die Schafe, die Esel, die Pferde, die Kamele und die Menschen abmagerten. Jetzt hat sich das nach den Berichten meiner iranischen Freunde geändert: durch Bohrungen von Tiefbrunnen wurden Wüstenstriche am Rand der Hochgebirge in grüne Wiesen oder wenigstens Schafweiden verwandelt, wo die Schafe das ganze Jahr Nahrung finden, so daß nur ein Teil der Herden auf die Hochalmen getrieben werden muß. Ferner ließ der Schah in den Nomadengebieten mehrere Zuckerfabriken bauen, durch die die Schafe in Form von Rübenschnitzeln und Melasse zusätzliches Futter erhalten. Um die Wanderungen der Schafherden und den Abtransport geschlachteter Schafe zu erleichtern, wurde ein ganzes Netz moderner Straßen gebaut. Für die Nomaden, die im Sommer auf die Hochalmen ziehen, wurden „mobile“ Lehrer und Lehrerinnen angestellt, die die Nomaden auf den Wanderungen begleiten und dabei Unterricht erteilen. Ich habe mir sagen lassen, daß das eine sehr begehrte Art von „Sommerfrische“ sei. Früher starben die Frauen, wenn das Kind bei der Geburt eine falsche Lage hatte. Jetzt sind mobile Kliniken eingerichtet worden, so daß die Nomaden auch im Hochgebirge ärztlich versorgt werden. Für die Viehzucht wurden Veterinäre eingestellt, die auch ausbrechende Viehseuchen verhindern können.

Unter Reza Schah gingen die Nomaden ein, als man sie in sesshafte Bauern zu verwandeln versuchte. Jetzt bleiben sie im „Reizklima“ der Hochgebirge und bei viel Bewegung in frischer Luft so gesund, wie in unseren Alpen die Sonner, Sennerinnen und Hütebuben.

Die Reformpolitik Ihrer Majestät des Schahs hatte richtig erkannt, daß der geborene Nomade, ob Mann oder Frau, sich mit Inbrunst der Aufzucht der Schafe, Esel, Maultiere, Pferde und Kamele widmet, und daß die Frauen und Mädchen aus uralter Tradition Teppiche knüpfen. So geht es den Nomaden in Iran heute besser als den Bauern.

Wie man Zar Alexander den Zweiten in Russland den „Bauernbefreier“ nannte und noch heute nennt, wird man Ihrer Majestät Schah en-Schah Mohamad Reza Pahlawi Aryamehr in Iran den „iranischen Bauernbefreier“ nennen. Aber man wird ihm noch einen besonderen Ruhmestitel zuerkennen müssen, die Einordnung der Nomaden in den Staat, seine Wirtschaft und sein Sozialgefüge in überaus glücklicher Form gelöst zu haben.

Und für die deutschen Freunde Irans ist es gewiß erfreulich zu wissen, daß es in beiden Weltkriegen deutsche Männer waren, die den Iranischen Nationalisten in den Nomadengebieten beistanden, als, um die Worte Ihrer Majestät des Schah en-Schahs zu zitieren, „Iran von russischen und britischen Besatzungstruppen auf das Schändlichste vergewaltigt wurde“. Und daß in dem vergewaltigten Lande mit ihrer Hilfe „Inseln der Freiheit“ geschaffen und verteidigt werden konnten, in denen die iranischen Patrioten Zuflucht fanden.